

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 106 (1961)
Heft: 24

Anhang: Pestalozzianum : Mitteilungen des Instituts zur Förderung des Schul- und Bildungswesens und der Pestalozziforschung : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, 16. Juni 1951, Nummer 3
Autor: Stettbacher, H. / Rufer, Alfred / Dejung, Emanuel

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozzis Lob des Mittelstandes

(Ein Beitrag aus Band 6 der Sämtlichen Werke)

Es ist ein eigentümlicher Weg, auf dem in der dritten Ausgabe von «Lienhard und Gertrud» Glülphi-Pestalozzi um 1820 zu einer überraschenden Würdigung des Mittelstandes kommt. In seinen «Träumerstunden» steht ihm ein *Erziehungsministerium* deutlich vor Augen. Es sollte in keinem Staate fehlen. Diesem Ministerium ist eine *Anstalt zur Erforschung der Erziehungskunst* angegliedert, ebenso ein *öffentlicher Lehrstuhl dieser Wissenschaft*. Ohne solche Einrichtungen steht ein Staat «wie ohne Hände und Füße» da; und das Ministerium muss sich dieses Mangels um so deutlicher bewusst werden, als es «mit guten Köpfen» besetzt ist¹.

In der Fortsetzung des «Traumgesichtes» stellt er fest, dass zur Erzielung seiner Ahnungen, Hoffnungen und Aussichten für die Verbesserung der häuslichen Zustände im Volke «*Bildungsanstalten für Erzieher und Erzieherinnen*» notwendig seien. «Das Bild einer solchen Anstalt erhob sich in ihm zu einer solchen Lebendigkeit, die ihn fast verschlang.» Ihm schien, der «Weltsegen der Kultur» konzentrierte sich in dem, was durch diese Idee erzielt werden könne.

Ergriffen und erfüllt von diesem Gedanken, fragt er sich im nächsten Kapitel, aus welchem Stande die Zöglinge für eine solche Anstalt ausgewählt werden müssten, und kommt dabei zu einer Würdigung der einzelnen Schichten der Bevölkerung. Ueberaus hart lautet sein Urteil über das Bettelvolk, das die Wohltaten, die es erhält, zu Augenblickserquickungen missbraucht, während es weder Ehrliche noch Selbstüberwindung in sich trage und irgendwelche Art von menschlichem Höherstreben nicht kenne. Es ist für ihn klar, dass man jene künftigen Erzieher und Erzieherinnen nicht aus den niedrigsten Schichten der Bevölkerung wählen darf.

Nicht weniger hart lautet aber auch das Urteil über die Kinder der Reichen, die im «Verkünstelungsverderben der Zeit» Gefahr laufen, der tierisch-sinnlichen Tendenz unserer Natur zu unterliegen. Sie stehen in den Fertigkeiten der Selbsthilfe zurück, sind der anhaltenden Anstrengung nicht gewohnt, ebensowenig der anhaltenden Tätigkeit und der Ueberwindungskraft. Und doch sind gerade diese Fähigkeiten künftigen Volkserziehern und Volkserzieherinnen besonders notwendig. Pestalozzi denkt offenbar an Erziehernaturen, die wie Gertrud und Glülphi den Unterricht ins Erziehungsganze einzufügen wissen.

In jener «Traumnacht» spricht es Glülphi-Pestalozzi «mit Lebendigkeit» aus: «Im Mittelstand ist Kraft – im Mittelstand muss man suchen, was Kraft will und was Kraft hat.» Es ist nicht ein mittlerer Grad von Geld und Grundeigentum, das diesen Stand auszeichnet, auch nicht ein mittlerer Grad von Ehre und Ehrenstellen; es ist einzig «die innere sittliche, geistige und Kunstkraft,

die diesem Stand eigen ist»; es ist die «im Erwerbstand sich bildende und vom Vater auf den Sohn sich vererbende Ehrenfestigkeit und innere Achtbarkeit», woraus der echte Mittelstand hervorgeht und sich erhält. Der Geist des wahren und gebildeten Mittelstandes ist schöpferisch; der Geist des aufgedunsenen Reichtums ist entweder gedankenlos, zerstreut, vergeudend und verschwenderisch, oder er ist kleinlich spendend, ins tote Grab hineinsammelnd und knauserisch zusammenraffend (S. 510/511). Dabei ist ihm klar, dass unter hundert reichen Eltern neunundneunzig zu verblendet sind, um – auch wenn sie ein Dutzend Kinder hätten – auch nur ein einziges einer solchen Anstalt für Erzieher und Erzieherinnen anzuvertrauen (S. 504).

Solche Anstalten aber müssten echte Volksbildung anbahnen und dahin wirken, die wahre Herzens-, Geistes- und Kunstbildung des Volkes allgemein zu machen. Sie würden den Umfang der menschlichen Kräfte und Anlagen zunächst innerlich beleben, dann aber auch äusserlich wirksam machen und so beides, die geistigen wie die mechanischen Fundamente aller Erwerbsmittel des Volkes, tiefer begründen.

Eine solche *Anbahnung der Volksbildung* würde aber auch auf den «allverehrten Staatsgegenstand unserer Zeit», auf die *Finanzen*, einen günstigen Einfluss haben: sie würde die *Landesindustrie* leistungsfähiger machen. In Pestalozzis Schau würde eine psychologisch genügend begründete *Nationalkultur* notwendig zu Ergebnissen führen, die sich auf die *Fundamente der Industrie* wie auch auf die *Folgen ihrer Entwicklung* günstig auswirken müssten. Der Geist der Industrie, der ihrem innern Segen zugrunde liegt, verlangt kraftvolle Bildung von Kopf und Hand, ebensowenig aber auch solche des Herzens. So sehr die Industrie die menschliche Denkkraft fördert und «die äussere Darstellungskraft menschlicher Kunst» begünstigt, ebensowenig bedarf sie des Fundamentes einer Nationalkultur. Diese muss über den sinnlichen Erfolg der Industrie zu ihrem innern Segen emporführen. Im Bewusstsein dieses Segens könnten Millionen Menschen sich anstrengen, sich selbst und ihren Kindern ein stilles, selbständiges, gesichertes Hausleben zu verschaffen (Seite 509).

Pestalozzi möchte sich aber mit diesen Eindrücken der «Träumernacht» nicht länger befassen, als es Glülphi selbst tut! Sobald dieser am Morgen in seine Schulstube tritt, vergisst er seinen Traum, die Welt und alles Dichten und Trachten nach Welt- und Volksverbesserung. «Er sah jetzt wieder nur seine Kinder. Ihr Dasein verschlang ihn in diesen Pflichtstunden seines Lebens, wie wenn ausser seinen Kindern neben ihm keine Welt wäre.» Die Kraft seines Schulmeisterlebens bestand in seiner Aufmerksamkeit auf jedes einzelne Kind, denn «*wahre Menschen Sorge ist individuell*». «Götter mögen das Ganze, Götter mögen die Welt besorgen; *der Menschen Sorge für den Menschen ist Individualsorge*, und das Christentum ist Heiligung dieser Individualsorge.» Pestalozzi legt dar, wie Glülphi in seinem Schulmeisterdienst sich zu jener Mutterkraft erhoben habe, die sich

¹ Band 6, S. 501/502. (Die Sperrungen sind von uns vorgenommen.)

dem einzelnen Kind je nach seinem Bedürfnis ganz widmet. «Also trug er die Kinder seiner Schule alle in seinem Herzen» (S. 516). So kam er dahin, dass er Tag für Tag die Stufe, auf der jedes einzelne Kind in seinem Unterricht stand, genau kannte. Er sah mit jedem Tag tiefer in das Herz eines jeden und kannte mit jedem Tag ihr Dichten und Trachten gründlicher. Gleichzeitig drang er mit jedem Tag aber auch tiefer in den Geist des Unterrichtes ein und erprobte seine Mittel.

Das ist der Rat, den uns Pestalozzi an dieser Stelle gibt: Erfassen der individuellen Eigenart des Zöglings und in Verbindung damit Erforschung der Mittel, die in richtiger Stufenfolge Entwicklungshilfen darstellen. Das gibt dem Unterricht immer neuen Reiz und Gehalt und bewahrt vor trügerischen Abrichtungskünsten.

H. Stettbacher

Der türkische Pestalozzi

Es war im August 1951. Ich weilte bei einem befreundeten Journalisten in Ankara. Eines Abends, nach dem Nachtessen, sassen wir mit einem nordamerikanischen Soziologen zusammen, als plötzlich ein Mann eintrat von über 50 Jahren, von grosser und kräftiger Statur und scharfgeprägten Gesichtszügen, die jedoch einen herzenguten Menschen verrieten: Tonguç.

Obschon Tonguç und ich uns zum erstenmal sahen, so begrüßte er mich doch wie einen alten Freund. Er hatte mein Buch «Pestalozzi, die Französische Revolution und die Helvetik» ins Türkische übersetzt. Mir aber war er bekannt als der Schöpfer der türkischen Lehrerbildungsanstalten und Reformator der Volksschule. Der Abend verging bei heiteren Gesprächen und bei Raki, dem türkischen Pernod. Tonguç, bekannt durch seinen Humor, erzählte uns türkische Geschichten und Witze, erwähnte jedoch mit keinem Worte seine persönlichen Schicksale, die erlittenen Kränkungen, Verfolgungen und Massregelungen. Beim Weggehen aber sagte er zu mir: «Morgen vormittag hole ich Sie ab.»

Am nächsten Tage fuhren wir zusammen aus der Stadt hinaus aufs Land. An einem Waldrand liess Tonguç das Auto halten. Wir stiegen aus; der Chauffeur wurde heimgeschickt. «Ich will Ihnen jetzt zeigen, was ein grosser Mann fertigbringt.» Mit diesen Worten betraten wir die Domäne Atatürks, die drei Stunden lang und eine Stunde breit ist und von ihrem Besitzer dem Staate vermacht wurde. Tonguç erzählte mir nun, dass noch vor 25 Jahren das ganze Gebiet mehr oder weniger eine Steppe war; dass Atatürk sich in den Kopf gesetzt hatte, sie in Kulturland zu verwandeln; dass seine Agronomen ihn von diesem tollen Vorhaben abzubringen versuchten, er aber seinen Willen durchsetzte. «Das Resultat sehen Sie jetzt.» In der Tat erblickte das Auge jetzt überall gutbestellte Felder, saftige Wiesen, grosse Baumgärten, Wälder und Gehölz aller Art, Strassen, Bäche und Teiche, Wohnhäuser, Scheunen und Stallungen; natürlich fehlten Restaurant, Kino und Tierpark auch nicht.

Müde geworden von der langen Besichtigung, setzten wir uns an ein stilles Gewässer, im Schatten hochgewachsener Bäume, und liessen uns aus dem Restaurant ein türkisches Mittagessen kommen, das wir mit einer Flasche des besten einheimischen Weines, Kavalidere genannt, begossen. Unsere Unterhaltung drehte sich um Atatürk und die Türkei; aber stets wich Tonguç aus, wenn ich das Gespräch auf sein Leben und sein Werk lenken wollte.

Nach Istanbul zurückgekehrt, begann ich mich lebhaft mit dem Leben und Wirken dieses bescheidenen Mannes zu befassen. Tonguçs Freunde an der Universität gingen mir hilfreich zur Hand und versahen mich mit einschlägigen Schriften über die türkische Schulreform, orientierten mich auch mündlich darüber.

*

Unter dem Sultanat hatte die Schule religiösen Charakter. Die Lehrer waren Geistliche. Nachdem 1908 der Absolutismus dem konstitutionellen Regiment weichen musste, wurde auch das Volksschulwesen reorganisiert, und in den Provinzen wurden Lehrerseminarien eingerichtet. Aber die Kriege in Nordafrika, auf dem Balkan, der Erste Weltkrieg und der Befreiungskrieg von 1920 bis 1922 verhinderten die Reform. Erst die Befreiung des Landes von den westlichen Eroberern, die Abschaffung des Sultanats und des Kalifats, die Einführung der Republik und die Verweltlichung von Staat und Gesellschaft machten die Bahn frei für die Modernisierung der Türkei.

Eine Erhebung über das Volksschulwesen aus dem Jahre 1934 ergab, dass von den 40 000 Dörfern des Landes 35 000 ohne Schulen waren und 80 % des Volkes aus Analphabeten bestanden. Nun hatte allerdings ein Gesetz die obligatorische Schulpflicht eingeführt. Aber was nützte das, wo es allenthalben an Lehrern und Schulhäusern fehlte? Das Hauptproblem der Schulreform bestand also vorerst darin, eine hinlängliche Zahl von Lehrern für die Elementarschule heranzubilden.

Die Regierung fand den für diese Aufgabe geeigneten Mann in *Ismail Hakki Tonguç*. Tonguç hatte ein Seminar besucht, dann ein Stipendium erhalten, das ihm erlaubte, sich in Deutschland mit der modernen Pädagogik vertraut zu machen. In die Heimat zurückgekehrt, wirkte er als Lehrer, bis er an die Spitze der Schulreform gestellt wurde. Tonguç war sich bewusst, dass die Schulreform ein Teil des grossen sozialen Problems sei und also zu dessen Lösung beitragen müsse. Demgemäss sollte die Reform folgende Bedingungen erfüllen: 1. den Bedürfnissen des Landes genügen; 2. dessen Möglichkeiten Rechnung tragen und 3. der modernen Pädagogik entsprechen. Diese Erwägungen führten ihn auf die Idee der Dorf Institute. Die Idee zündete und fand begeisterte Zustimmung bei der Regierung und der fortschrittlichen geistigen Elite des Landes. Unter dem Staatspräsidenten İnönü wurde 1940 durch Gesetz die Errichtung von Dorfanstalten verfügt.

Unverzüglich wurde mit der Ausführung begonnen. Die Regierung stellte das notwendige Land zur Verfügung, weite Strecken von vielen Hunderten von Hektaren. Tonguç wählte mit Vorliebe Steppen und Sumpfbereiche aus. Er verfolgte damit einen doppelten Zweck: Erstens sollten die künftigen Volksschullehrer sich an harte, schwere Arbeit gewöhnen, und zweitens sollte der Beweis erbracht werden, dass auch der schlechteste Boden durch zweckmässige Bebauung produktiv gestaltet werden könne, wie Atatürk das mit seiner Domäne vordemonstriert hatte.

Die Türkei erlebte nun das erhebende Schauspiel, dass aus den Städten und Flecken Freiwillige, Intellektuelle, Professoren, Ingenieure, Techniker, auf den Ruf von Tonguç in Scharen auszogen nach den von ihm bezeichneten Orten, um hier mitzuhelfen an der Errichtung der Lehrerbildungsanstalten. Zu ihnen gesellten sich auch Jünglinge, die die Volksschule besucht hatten

und tauglich befunden wurden, Primarlehrer zu werden. Vorerst wurden Zelte für die vorläufige Unterkunft aufgeschlagen. Dann wurde ein Bauplan entworfen und die Arbeit organisiert. Wo nötig, wurden Gräben ausgehoben, um das Land zu trocknen, dann für die Herleitung von frischem Wasser gesorgt, der Boden von Gestrüpp und Steinen gesäubert, die Erde umgebrochen und angesät, auch Obstbäume und Reben gepflanzt. Für Lehrer und Schüler wurden Lehrsäle, Wohnhäuser und Werkstätten, für das Vieh Scheunen und Ställe gebaut. Auch ein Kino durfte nicht fehlen. Oft kam es vor, dass Lehrer und Schüler von einer entfernten Bahnstation auf dem Rücken Baumaterialien heranschafften, bei grosser Kälte Dächer mit Ziegeln bedeckten oder unter tropischer Hitze Gräben öffneten. Einzelne Institute hatten gegen Schlangen und Skorpione zu kämpfen, andere mussten sich der Malaria erwehren. Wurde ein neues Institut in Angriff genommen, so eilten Hilfsmannschaften von andern herbei und kehrten nach getaner Arbeit zurück, nicht ohne vorher auf der Stirnseite der von ihnen gebauten Häuser ihre Namen verewigt zu haben.

Wie bereits erwähnt, wurden die Zöglinge unter den Knaben und Mädchen der Primarschulen ausgewählt. Manche betraten die Anstalt in verahrlostem Zustande, waren nicht gewohnt, in einem Bett zu schlafen und mit Gabel und Messer zu essen; andere hatten Krätze oder sonst eine Krankheit. Sie mussten vorerst gepflegt und zur Ordnung und Reinlichkeit erzogen werden.

Der technischen Ausbildung wurde viel Zeit gewidmet. Die Seminaristen lernten die Erde bearbeiten, Wege und Brücken bauen, Pflaster machen und Ziegel brennen, Steine behauen, Bäume pflanzen, das Elektrische einrichten, Pflug und Traktoren handhaben, das Vieh besorgen usw. Die Seminaristinnen lernten kochen, stricken, weben und Kranke pflegen. Hand in Hand mit der technischen ging die intellektuelle Bildung. Der Unterricht wurde häufig auf dem Felde, in der Werkstatt, im Genossenschaftsgebäude, in der Mühle erteilt.

Nachdem in den ersten Jahren in der Ausbildung empirisch vorgegangen wurde, stellte Tonguç auf Grund der gesammelten Erfahrungen 1943 einen methodischen Lehrplan auf. Er umfasste: 1. die Geistesbildung, 2. die Landwirtschaft, 3. die Technik; für die Mädchen Kochkunst und Handarbeiten. Nach diesem Plane sollten 50 % der Tagesarbeit der Geistesbildung, 25 % der Landwirtschaft und 25 % der Technik gewidmet sein.

Ein weiteres charakteristisches Merkmal der Institute war die Selbstregierung der Schüler. Sie wählten unter sich ihre Vorgesetzten für eine bestimmte Amtsdauer. Am Ende jeder Woche wurden im Beisein der Lehrer die geleisteten Arbeiten besprochen, gelobt oder kritisiert, die Ursache der Misserfolge untersucht und Verbesserungsvorschläge gemacht.

Viermal im Jahre fanden Examen statt. Die Schüler und Schülerinnen wurden geprüft über ihre Fähigkeiten, Fertigkeiten, ihren Sinn für Ordnung und Schönheit und ihr Benehmen gegenüber ihren Kameraden und Kameradinnen.

Grosses Gewicht legte Tonguç auf die Pflege der Kameradschaft und des Gemeinsinnes. Er verbot den Lehrern strenge, die Schüler einzuschüchtern oder in ihrer Ehre zu kränken. Er verlangte von ihnen, dass sie sich stets vor Augen halten, dass ihre Schüler bald Lehrer und Lehrerinnen sein und sich in den Dörfern so betragen werden, wie man sich ihnen gegenüber in den Anstalten betragen hat.

Lehrer und Professoren waren alle Freiwillige, sie kamen von den höhern Schulen, Gymnasien, Seminarien, Landwirtschaftsschulen, technischen Schulen, Kunst- und Handwerksschulen. Mit ihren Familien bewohnten sie eigene Häuser. Ein Institut zählte 800–1000 Bewohner und stellte ein grösseres Dorf dar mit geraden Strassen, mit elektrischem Licht, eigener Wasserversorgung, mit einem Gemeinschaftsbad, einem Kino und einem Theater. Das Innere der Häuser ist einfach. Da herrscht keinerlei Luxus. Die Annehmlichkeiten des Lebens fanden die Bewohner im Kino, in theatralischen und musikalischen Aufführungen, Diskussionsabenden und in der Kameradschaft. Lehrer, Techniker, Angestellte und Schüler bildeten eine grosse Gemeinschaft, und alle arbeiteten auf das Ziel hin, dem Lande tüchtige Lehrer zu verschaffen.

Während des Zweiten Weltkrieges, in dem die Türkei neutral blieb, wurden 21 Dorfinstitute mit 700 Gebäuden errichtet und in fünfjährigen Kursen 16 000 Lehrer und Lehrerinnen ausgebildet. Unter gewaltigen Opfern und Anstrengungen, durch freudige Zusammenarbeit zwischen Lehrern und Schülern wurden somit in wenigen Jahren erstaunliche Resultate erzielt. Die Anstalten erhielten sich zum grossen Teil selbst; die finanziellen Zuschüsse der Regierung waren im Verhältnis zur Grösse und nationalen Bedeutung der Unternehmen gering. Bis zum Jahre 1960 sollte nach dem Plane von Tonguç jedes Dorf geschulte Lehrer und Lehrerinnen besitzen. Es war mir vergönnt, unter kundiger Führung eines dieser Institute zu besichtigen.

Der Staat stellte den Lehrern auf dem Lande nebst einem Schulhaus und einer Wohnung ein grösseres Stück Land zur Verfügung. Die Aufgaben der Lehrer waren mannigfacher Art. In der Schule lernten die Kinder lesen, schreiben, rechnen, singen, die Mädchen dazu noch handarbeiten. Grosse Sorgfalt wurde auf die Erziehung zur Reinlichkeit und Ordnung gelegt. Mit den Schülern bebaute der Lehrer das ihnen gehörende Land; der Ertrag wurde für die Schule verwendet. Der Lehrer war aber nicht bloss Jugendlehrer, er war auch Volkslehrer. Er war technischer und juristischer Berater der Bauern, veranstaltete theatralische Aufführungen, gründete Gesangsvereine, sorgte auch sonst für Unterhaltung und suchte das Volk seiner vielfach barbarischen und grotesken Spiele und Bräuche zu entwöhnen. Seine Mission bestand darin, die Fackel der Aufklärung ins Volk zu tragen, im Geiste der neuen Verfassung zu wirken, ein Werkzeug der geistigen, sittlichen und materiellen Kultur zu sein, kurz die Seele des Dorfes und das Vorbild eines Bürgers und Patrioten zu bilden.

Aber die Erscheinung und Tätigkeit dieser weltlichen Missionare auf dem Lande stiess auf Widerstand bei den Anhängern der Tradition, den Geistlichen und Grossbauern. Diese Stände betrachteten die Schulmeister als Eindringlinge in ein Revier, wo sie bisher ausschliesslich herrschten. Die Geistlichen sahen in ihnen die Apostel des verweltlichten Staates und der gottlosen Schule, die ihnen die Seelen der Kinder streitig machten. Die Grossgrundbesitzer verdächtigten sie als Vorboten der Agrarreform, das heisst der Aufteilung der Latifundien. Eine Agitation aus diesen Kreisen ergoss sich über die Lehrer und die Institute. Erstere wurden als Revolutionäre, letztere als Brutstätten des Kommunismus und des Lasters verschrien. Die Hetze ergriff die Presse, die

Abgeordneten und die Regierung. Staatspräsident İnönü wurde von seiner eigenen Partei im Stich gelassen. Die Reaktion trug einen vollen Sieg davon. Tonguç wurde abgesetzt, seine Schüler wurden aus den Instituten verjagt und die Institute selbst zerfielen allmählich.

1950 wurde die Partei Atatürks gestürzt, die demokratische mit Bayar und Menderes kam ans Ruder. Die neue Regierung verschärfte ihre reaktionäre Schulpolitik noch und kehrte sich vom Geiste Atatürks immer mehr ab. Am liebsten hätte sie die Institute ganz abgeschafft, schreckte davor aber doch zurück. Sie bestellte bei den Amerikanern eine Expertise. Das Gutachten der beiden Spezialisten fiel dahin aus, dass die Institute gerade das seien, was der Türkei not tue. Die Regierung schritt hierauf zu einer neuen Organisation; die Institute wurden in Seminarien umgewandelt, die Geschlechtertrennung eingeführt und der Lehrer auf die Schulstube beschränkt. Menderes begünstigte in jeder Beziehung den Klerus und sorgte sich sogar um die Ausbildung von Geistlichen. In zehn Jahren wurden unter ihm 5000 Moscheen gebaut, viermal mehr als Schulhäuser.

Tonguç verwirklichte in der Türkei, was Pestalozzi vor mehr als 150 Jahren in der Schweiz erstrebte. Wie stark die heutige Türkei in ihrer sozialen und geistigen Verfassung derjenigen Helvetiens am Ende des 18. Jahrhunderts gleicht und wie sehr Tonguç auf den Spuren Pestalozzis wandelte, das kam ihm erst so recht zum Bewusstsein bei der Uebersetzung des eingangs erwähnten Buches. Kein zweiter Türke hat sich so intensiv mit pädagogischen Problemen beschäftigt, keiner gleich Pestalozzi so stark sich in seinen Büchern und Volksromanen für das niederste Volk eingesetzt und bemüht, ihm aufzuhelfen.

Im Herbst 1957 tauchte Tonguç in der Schweiz auf. Wir besuchten zusammen die Pestalozzi-Stätten, namentlich den Neuhof. Lange stand Tonguç nachdenklich vor Pestalozzis Gedenktafel an der Kirchmauer von Birr. Er hat seine Schweizer Reise in einem dieser Tage erscheinenden Buche erzählt.

Ein Jahr später trafen wir uns wieder in Ankara. Auf einer Felsenpromenade setzten wir uns auf die Bank, die Tonguç bei gutem Wetter jeden Morgen aufsuchte. Hinter uns erhob sich die ins graue Altertum zurückgehende Zitadelle; vor uns breitete sich die neue Hauptstadt der türkischen Republik aus. In Istanbul hatte man uns gesagt, Tonguç sei sehr niedergeschlagen. Wir bemerkten nichts Derartiges; im Gegenteil, er äusserte sich durchaus optimistisch und blickte der Zukunft voller Zuversicht entgegen. Schliesslich sagte er: «Jetzt müssen Sie noch das Elendsviertel Ankaras sehen.» Wir fuhren durch ein Quartier, wo Arbeiter und schlechtbezahlte Beamte in kleinen, elenden Holzhütten hausten. Vor zwei grossen Gebäuden hielten wir an: es waren die neuen Schulhäuser. Wir warfen einen Blick ins Innere. Das Mobiliar, Bänke, Tische, Wandtafeln waren von den Eltern gestiftet worden, die sich das dazu nötige Geld von ihrem Munde abgespart hatten, weil sie wollten, dass ihre Kinder es dereinst besser haben sollten. Tonguçs Antlitz strahlte, als er uns das erzählte.

Seither haben wir nurmehr von dritter Seite von ihm gehört. Letztes Frühjahr erlebte er den längst erwarteten Sturz des Regimentes Menderes. Er hatte die Genug-

tuung zu sehen, dass einer der Hauptpunkte der neuen Revolution die Wiederherstellung der Dorfinstitute und die Rückkehr der Laizität bildete. Ueberall, wo er sich zeigte, wurde Tonguç von seinen Schülern und Freunden stürmisch begrüsst. Er fühlte, dass seine Stunde wiedergekommen sei für die Realisierung seiner Reformpläne. Aber die ungezählten freudigen Aufregungen ertrug sein Herz nicht mehr: er verschied plötzlich am 23. Juni 1960 im Alter von 63 Jahren.

Die Türkei verlor in ihm ihren Pestalozzi.

Alfred Ruffer

Johann Heinrich Pestalozzi,

«Mich füllet das Bild der Menschenerziehung.» Rede an mein Haus an meinem 72. Geburtstag, den 12. Jänner 1818, hg. von Otto Müller. Verlag Freies Geistesleben (Stuttgart 1960).

Im Zeitpunkt der Rede von 1818 stand Pestalozzi auf einem der Höhepunkte seines Lebens. Was er auf dem Neuhof, in Stans und auch später wiederholt versucht hatte, eine Armenanstalt zu gründen, war ihm endlich geglückt und sollte nunmehr während einer Reihe von Jahren Wirklichkeit bleiben. Was er als Leiter in einem solchen Augenblick verkündet, erfüllt von Altersweisheit und doch noch in voller Tätigkeit, darf mit Recht neu hervorgehoben werden, auch wenn die Rede selbst schon mehrfach gedruckt ist.

Der Herausgeber wollte aber nicht allein den Leser an eine wichtige Originalquelle heranzuführen, sondern ihm zugleich sowohl durch Kürzungen wie durch wertvolle Beigaben ein tieferes Verständnis Pestalozzis überhaupt erleichtern. Einige Teile der Rede, die zeitbedingt sind, wurden hier weggelassen, zumal ja schon Pestalozzi selbst in einer zweiten Ausgabe, 1822 bei Cotta erschienen, einige persönlich bedingte Aenderungen vorgenommen hatte. Die biographischen und geschichtlichen Zusammenhänge dieser fehlenden Teile sollen in der kritischen Gesamtausgabe erläutert werden.

Um dem Ideengehalt des grossen Erziehers zu stärkerer Wirksamkeit zu verhelfen, zugleich um der Gefahr subjektiven Vorgehens auszuweichen, fügte der Herausgeber einen vorzüglich aufschlussreichen Anhang bei. Er hat einerseits mit besonderem Fleiss die Quellenstellen Pestalozzis zusammengetragen, welche seinen Geistesgrund bekunden; im Rahmen der frühern und zeitgenössischen Literaturgeschichte, besonders auch der Bibel, werden wichtige Zusammenhänge verdeutlicht. Andererseits hat sich Otto Müller die Mühe genommen, Parallelstellen aus Werken und Briefen Pestalozzis ausfindig zu machen, deren Beizug viel zum Verständnis im gesamten hilft.

Durch seine zweifache Beigabe vermeidet der Herausgeber die Gefahr, den vielen Editionen von Pestalozzis Schriften ein unnötiges neues Teilstück beizufügen. Vielmehr ist ihm der Leser Dank schuldig für die neue Möglichkeit, einen brauchbaren Weg zum leichtern Verständnis der Gedankenwelt des genialen Zürchers eröffnet zu sehen. Sowohl dem wissenschaftlichen Forscher der ideellen Entwicklung Pestalozzis wie dem einfachen Leser, dem viele Zusammenhänge fremd sind, hat der Herausgeber hier ein Hilfsmittel von bleibendem Wert dargeboten.

Emanuel Dejung